

Mein erster Kamerad.

Erlebnisse während des deutsch-französischen Krieges. — Persönliche Erinnerungen von Freiherrn von Dittlar.

Die Schlacht von Gravelotte war geschlagen und hatte in die Reihen unseres Regiments erhebliche Lücken gerissen, die aus den Mannschaften des Ersatz-Bataillons ergänzt werden mußten. So war uns Kriegsfreiwilligen die Möglichkeit geboten, in das Feld zu rücken. Die meisten standen dem dienstpflichtigen Alter noch fern, ein Teil befand sich erst im 18. Lebensjahr, andere hatten dies kaum überschritten. Wir hatten uns bei Ausbruch des Feldzuges bei einem rheinischen Infanterie-Regiment gemeldet und waren zunächst dem Ersatz-Bataillon überwiesen worden. Eine ärztliche Untersuchung auf militärische Brauchbarkeit war bei dem Massenandrang und der Eile, mit der die Aufstellung der Ersatztruppenteile vor sich ging, unterlassen worden; es genügte die Versicherung, daß man sich kräftig und brauchbar fühlte. Unsere Ausbildung wurde naturgemäß nur auf das Notwendigste beschränkt und ging kaum über die Handhabung des Gewehrs hinaus. Als Kasernement dienten uns die Kaserne der Festung, kleine Räume, in denen nur wenige Mannschaften Unterkunft fanden. In einer solchen wurde ich mit einem anderen Kriegsfreiwilligen, Bernhard Weiß, untergebracht. Weiß war wohl einer der Jüngsten unter uns, kaum 17 Jahre alt. Er gedachte, wie ich, die Offizier-Laufbahn einzuschlagen und ersehnte deshalb den Augenblick, in dem wir dem mobilen Regiment nachgezogen werden würden. Weiß war ein lebenswütiger Kamerad, mit dem mich bald innige Freundschaft verband, dem durch Duzen weiterer Ausdruck gegeben wurde. Weiß leistete mit uns den Fahnenzug und nahm die dienstlichen Pflichten ernst und streng. Wohl schätzte er zuweilen, wenn die Anforderungen hochgeschraubt wurden, nach getaner Arbeit heiterte sich sein Wesen aber auf und bei den gemeinsamen Mahlzeiten und am Bierisch war er immer zu Scherzen aufgelegt. Woher Weiß stammte, welcher Eltern Sohn er war, welche Schulbildung er genossen, ist mir niemals völlig klar geworden; ich erinnerte mich, daß sich seine Angaben mehrfach widersprachen; mir genügte es, daß er ein guter Kamerad und lebenswütiger Mensch war.

Unser Nachrück in das Feld war also beschossen; der Kommandeur des Ersatzbataillons hatte die Kriegsfreiwilligen deshalb zur Musterung befohlen. Weiß stand als einer der kleinsten auf dem linken Flügel. Mehrfach äußerte der Major gegenüber dem Hauptleuten Bedenken, so junge, wenig entwickelte Leute dem mobilen Regiment nachzusetzen, schließlich siegte aber die Versicherung jedes Einzelnen, daß er sich den Anforderungen des Felddienstes gewachsen fühle. Als der Major unseren Weiß genährte, wurde er fähig und lehnte bestimmt seine Ueberweisung zum mobilen Regiment mit den Worten ab, solche Kinder gehörten nur im äußersten Notfall in das Feld.

Weiß war untröstlich. Er weinte laut, als er mit mir in die Kaserne zurückkehrte, gedachte, sich ein Leid anzuhängen und zum mobilen Regiment zu desertieren. Ich suchte ihn mit den Worten zu trösten, daß voraussichtlich bald neuer Bedarf an Mannschaften für das Regiment nötig werde und er dann sicher als einer der ersten nachgezogen werden würde. Weiß wehrte meine Trostworte aber energisch ab und wiederholte seine Drohungen.

Am Abend vor unserem Ausmarsch war Weiß verschwunden; ich habe meinen lieben, jungen Waffengefährtigen niemals wieder gesehen. Als ich im Felde stand, tauchten wunderbare Gerüchte über meinen Freund auf, auch die Zeitungen beschäftigten sich mit ihm. Ich teilte das mit, was mir Bekannte aus der Garnison schrieben und was die Zeitungen meldeten:

Weiß war desertiert. Er hatte sich nach Mainz begeben und dort unter dem Vorwande, er sei in Privatpflege von einer Verwundung am Arme geheilt, seine Antragsdringlichkeit zum mobilen Regiment beantragt. Da er keine Ausweise bei sich führte, drang die Kommandatur zunächst auf Untersuchung der Feststellung der wieder erlangten Felddienstfähigkeit. Begreiflicher Weise widersetzte sich Weiß und betonte, er sei völlig hergestellt und habe nur das Verlangen, wieder zu seinem mobilen Truppenteile einzurücken. Das genügt dem dienstlichen Arzt aber nicht, der auf gründlicher Untersuchung bestand. Auf erneute Weigerung von Weiß mußten zwei Lazarettgehilfen Gewalt anwenden. Weiß wurde untersucht, die Vernarbung einer Wunde fand sich nicht vor, wohl aber entpuppte sich aus Waffentod und Beinleid — eine junge Dame!

Damit hatte die militärische Laufbahn meines Freundes ein schnelles

Ende erreicht. Bertha — nicht Bernhard — Weiß wurde seitens der Militärbehörde der Zivilbehörde zur weiteren Behandlung und Beurteilung übergeben, mangels eines zutreffenden Strafparagrafen aber bald in Freiheit gesetzt. Woher sie stammte, wer ihre Eltern waren, habe ich im Drange der Ereignisse nicht festgestellt. Die Zeitungen wußten, daß sie vor ihrem Diensttritt eine Stelle als Gouvernante bekleidet hatte; vielleicht wurde ihr die militärische Vergangenheit zu erneuter Bewerbung als solche hinderlich. Europa hat vermuthlich ihren männlichen Neigungen keinen Raum gewährt, denn bald nach dem Friedensschluß berichteten die Zeitungen, daß Bertha Weiß, der ehemalige Musterkettler, nach Amerika ausgewandert sei. Ueber ihr dortiges Schicksal habe ich nichts erfahren. Wenn ich mir heute Bertha Weiß' Photographie in der Uniform unseres Regiments ansehe, überkommt mich neben der Erinnerung an meine frühesten Dienstzeit immer das Bedauern, daß mein erster Kamerad nicht Schulter an Schulter mit mir kämpfen durfte; er hätte sich im Felde gewiß als tapferer, schneidiger Soldat gezeigt, wäre vielleicht als Held für das Vaterland gefallen. Leider hat das Nachwort unseres Majors einen Strich durch diese Aussichten gemacht. Aber Stolz überkommt mich, wenn ich mir vorstelle, daß mein erster Kamerad ein deutsches Mädchen gewesen, das der allgemeinen Begeisterung des Jahres 1870 nicht widerstehen konnte und selbst Soldat werden mußte.

Die älteste Frau der Welt.

Vor einiger Zeit ging durch die Blätter die Meldung, daß in Posen eine Frau Namens Duttiewitz existiere, welche den Anspruch erhebe, daß sie der älteste lebende Mensch der Welt sei. Frau Duttiewitz giebt als ihr Geburtsdatum den 21. Februar 1785 an, und auch ihre Dokumente lassen darauf schließen, daß dies richtig ist und die Frau also gegenwärtig im 125. Lebensjahr steht. Nun aber erzählt man, daß der Refektor, den Frau Duttiewitz aufzustellen in der Lage ist, übertrieben wird. Es gibt nämlich noch eine andere Frau, die um zehn Monate älter ist als Frau Duttiewitz. Sie heißt Baba Pasika und lebt in dem kleinen bulgarischen Dorf Pawelstso, wo sie im Mai des Jahres 1784 das Licht der Welt erblickte. Die Urkunden über ihr Geburtsdatum sind in der Kirche des Pawelstso benachbarten griechisch-orthodoxen Klosters aufbewahrt. Ueber Baba Pasika liegen folgende Mittheilungen vor: Sie ist die Tochter eines bulgarischen Bauern und arbeitete selbst als Bäuerin bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit. Mehr als hundert Jahre lang arbeitete sie regelmäßig auf den Feldern ihrer Heimath, entsprechend der Gepflogenheit dazulbst, daß die Frauen alle Arten von Feldarbeiten verrichten. Als sie geboren wurde, war Bulgarien lediglich eine Provinz des türkischen Reiches, und die ganze Bevölkerung feuchte noch unter dem Joch der osmanischen Herrschaft. Frau Pasika erinnert sich mit überraschender Deutlichkeit an die Ereignisse, die sich am Ende des 18. Jahrhunderts abgespielt, und an den Beginn des 19. Jahrhunderts. Frau Pasika ist längst Wittwe. In ihrer nächsten Umgebung befindet sich bloß ihr Sohn Theodor. Er zählt jetzt fast hundert Jahre. Er ist nicht so stramm und frisch wie seine Mutter, doch immerhin noch in der Lage, sein Tagewerk zu vollbringen. Frau Pasika, von der versichert wird, daß sie trotz ihres ungewöhnlich hohen Alters noch zu sieht und ebenso gut hört, vermag auch noch kleine Spaziergänge zu unternehmen. Sie lebt jetzt von einer kleinen Pension, welche ihr von Mittgliefern ihrer zahlreichen Nachkommenschaft monatlich ausbezahlt wird. Sie hat mehr als hundert Enkel, Urenkel und Ururenkel und ist in Bulgarien als die älteste Frau der Welt bekannt.

Grab eines Geldmädchens.

Auf dem alten Kirchhofe „Am Lüben“ in Charlottenburg wurde von Major Noel, dem Vorstandsmittglied des Vereins für die Geschichte Berlins, das Grab eines Geldmädchens aus dem Befreiungskriege aufgefunden. Es handelt sich um die frühere Schloßdienerin Maria Buchholz. Sie hatte als Freiwillige mit der Waffe bei einem Infanterieregiment den Krieg von 1813 mitgemacht und erhielt 1828 von Friedrich Wilhelm III. wegen ihrer Verdienste um das Vaterland die Stellung im Schloß, die sie bis zu ihrem Tode im Jahre 1866 innehatte. Maria Buchholz war Inhaberin der Kriegsdienstmedaille und der Erinnerungsmedaillen vom Jahre 1813. Die Gemeinde der Luisekirche in Charlottenburg hat jetzt ihr Grab wiederhergestellt und mit Blumen geschmückt und der Kreislergervorwand wird ihr einen würdigen Gedenkstein errichten.

Wesha!

„So ein Orden“ trägt doch tief zur Gesundheit bei!“
 „Ja, wie denn?“
 „Nun, der Pantier Rosendust hat, seit er einen bekommen und damit auf allen Promenaden herumläuft, um fünf Kilo abgenommen.“

Feindliche Nachbarn.

Humoreske von der masurenischen Grenze von E. F. A. H. R. O. W.

„Verwünscht, ich habe die Geschichte fast!“ — „Satt bis hier!“
 Und Frau Protoff's weiße Hand fuhr mit einer heftigen Bewegung über das schlanke Halschen.
 „Na, dann mach doch ein Ende!“ saate ihre phlegmatische ältere Schwester, die mit einem Stricktrumpf am Fenster saß. — Minna Brach sah immer mit einem Stricktrumpf am Fenster.
 Frau Grete Protoff starrte jornd die korpolente Dame mit dem grauen Schittel und dem gutmüthig platten Gesicht an.
 Minna, weißt Du, thu' mir nun schon den Gefallen und sei still. Klugreden kann Jeder.“
 Minna schwiegte also und zählte die Mafchen auf ihrer Nadel. Dann wandte sie die beirillten Augen hin aus auf den Wirtschaftshof, wo natürlich Alles in Ordnung war. Was sollte denn auch nicht in Ordnung sein auf diesem kleinen Muttergut, das schon der selige Protoff in so tadellosem Zustande hinterlassen, und das seitdem seine junge Wittve mit so klugen und festen Händen weiter bewirtschaftet hatte? Mit ihrer, Minna's Silte selbstverständlich! Sie war der Wittvater des Innern hier; aber Grete, ja, die war regierende Herrin. Passte auch dazu! Man ließ sich ganz gern von ihr regieren.
 „Scherereien und kein Ende!“ rati-fizierte Grete weiter; „Nagd und Grenze und Tagelöhner und Knechte — nee, Freunden jede Geduld geht einmal zu Ende! Ich hab's satt, sag' ich; und das werd' ich Dir jetzt klar machen.“

„Wenn sie mit diesem 'Freundchen' meint, das wußte Minna ganz gut. Natürlich war es dieser Wendumeit, dieser getreue Nachbar, der mit seinem masurenischen Dickschiel immer neue Vlagen für die Schwester ausdachte! Weil sie ihm einen Korb gegeben hatte nämlich! Dafür rächte sich nun der edle Herr in seiner Weise! Oh, es sah ihm ähnlich, ganz ähnlich!“

Die letzten Worte ihres Gedankenganges äußerte Minna laut und nickte dazu auf ihren wolligen Stricktrumpf bernieder.

„Was siehst ihm ähnlich?“ fragte Grete, die nachdenklich im Zimmer auf- und abgegangen war.

„Nun, alle diese Niederträchtigkeiten. Ist ja ein schleichender Ehrortter, der Wendumeit.“

„So, Du tennst ihn ja doch garnicht, liebe Minna.“

Wenn Grete „Liebe Minna“ sagte, war sie sehr gereizt, das wußte der Minister des Innern schon. Schmei-gens war in diesem Falle Gold, auch das wußte Minna, aber sie hatte nun einmal eine Vorliebe für Kleingeld und murmelte vor sich hin:

„Persönlich braucht man so'n Kerl auch garnicht zu kennen; seine Taten genügen.“

„Ach, was, Thaten! Schließlich beklagt er sich noch immer nur über meine Thaten. Und jedesmal hat er doch Recht gehabt! Was nicht denn das Blindthum!“

Minna starrte ihre Schwester durch die biden Brillengläser an. Sie war diesmal sprachlos. — Was! Nun ver-theidigte Grete den noch?

Mit einer lanqam, aber sicher in ihren Wangen hochstehenden Röthe erwiderte Grete den beredeten Blick ihrer Schwester durch einen wahren Sprudel von Worten:

„Oh es meine Leute sind, die un-recht thun oder ich selbst, das ist doch Wendumeit tout wurch! Und wär mir's auch in demselben Fall. Man ist eben verantwortlich für seine Leute!“

Der infame Jagdnarr, der Förster, treibt sich ewig an Wendumeits Wald-rund umher — schon unser Wild und maußt dem sein's. — Ich tann schelten, s'obiel ich will, er antwortet mir immer dasselbe: „Aber gnädiges Frauen-chen, wo werd' ich so was thun! Werb' ich doch nicht dem gnädigen Herrn Wendumeit seine Rebe losstücken! Das ist allens Verleumdung!“ — Und den nächsten Tag geht er hin und thut's wieder!“

„Sag' ihn doch fort, den Förster.“
 „Rein, das thu' ich nicht, den alten Mann fortjagen. Na, und der Inspektor? Sägt die Hammel auf Wendumeits Weide ruft er: „Aber gnädiges Frauenchen, erbarmen Sie sich, was kann ich dafür, wenn da ein paar Hammel sich verlaufen haben? Bin ich ein Vieh-hirt?“ — Und dann bestiehlt er heimlich den alten Hirten, die Hammel hüßlich wieder dort „an der Grenze“ zu weiden! — Solch ein Volk! Wenn sie denn schon einmal nicht für sich selber stehen und betriegen können, weil sie's bei mir nicht brauchen, so thun sie's für die Herrschaft. — Und den Inspektor, der schon zwanzig Jahre hier ist, tann ich ebensoviele fort-schicken wie den Förster.“

Eine Pause entstand. Dann fragte Minna:

„Also was willst du thun?“
 „Ich werde dem Herrn da drüben klar machen, daß ich nichts dafür tann, wenn meine Knechte sich mit seinen prägneln — darüber beklagt er sich nämlich in seinem heutigen Brief — und daß er sich in Zukunft an das Gericht mit seinen Klagen wenden soll.“

„Himmel, Grete, wie unvorsichtig! Nun willst du gar mit Prozessen anfangen?“

„Ich? Was fällt dir ein? Er soll's thun, den Rath will ich ihm bloß geben! Und Briefe aus Reitalen wer-

den nicht mehr ankommen — basta!“
 Und raus war sie und die Treppe hinauf wie ein Wirbelwind.

Zehn Minuten später sah die Schwester sie vom Hof reiten, den alten getreuen Janaz auf dem großen Gelben hinter sich.

Gerademags ritt Grete Protoff hin-über nach dem stattlichen Nachbargut. Sie ließ demundernd ihre Blicke über die schöne, hügelige Landschaft gleiten, die hier in gleichsam launischer Weise einen fast thüringischen Charakter trug, während wenige Meilen weiter schon die trostlose Ebene des Osiens begann.

Als ihr Mann noch lebte, war Grete öfters diesen Weg geritten und gefahren, denn ihr guter Ferdinand war ja ein Jugendfreund des blonden, schönen und ersten Stanislaus Wendumeit gewesen.

Ja, er war schön und erst und — na, imposant eben! Ihr hatte er wenigstens ungemein imponirt; viel mehr als gut war er damals Deshalb gerade hatte sie ihn abgewiesen in vielleicht übertriebenem Jartgefühl. Warum mußte er auch kommen und um sie anhalten, noch bevor das Trauerjahr abgelauten war! So was hatte man doch nicht gern! Und da hätte sie jeden abgewiesen — und das hatte sie ihm ja auch so quaste zur Entschuldigung gesagt.

Wenn er nur ein bißchen weniger schmerzhaft und ein etwas besserer Frauentenner gewesen wäre! Aber natürlich — gleich übernehmen muß so ein Mann das, wenn man ihn nicht heirathen will!

Grete runzelte ihre freie Stirn und ritt schneller vorwärts. Augen-scheinlich war sie der Meinung, daß so ein Korb doch weiter gar nichts Verrücktes wäre.

Wie kleinlich war es aber doch von Stanislaus, daß er nun seit zwei Jahren so den äntzlichen Nachbar spielte! Sah ihm eigentlich gar nicht ähnlich. Und dann immer die Briefe durch den Verwalter schreiben lassen und als einzige Unterschrift unter dem „Hochachtungsvoll“ nur den Dominiestempel in blauer Farbe!

Da schimmerte schon das weiß-scherrenhaus hinter den mächtigen, alten Tannen hervor, die es umgaben. — Grete eilte bis vor die feinerne Kampe, wo sie anhielt und Janaz heranwinkte.

„Geh hinein, Janaz, und bitte den Herrn, einen Augenblick herauszukommen.“

Der alte, treue Janaz ging hinein mit seinen steifen, krummen Beinen und kam sofort wieder heraus: „Gnädiges Frauenchen möchten entschuldigen, aber der gnädige Herr ist toeben nach Pölsinsken geritten.“

„Was? Wo ist er hingerritten? Zu uns?“

„Janohl, gnädiges Frauenchen. Ich hab' ihn ja selber reiten sehen, drüben auf dem Waldwege.“

„Heiliger!“
 Mit einem weiteren Ausruf, der nicht viel anders klang wie „Gel“, wandte Grete ihr Kopf und sprengte nach Haus zurück.

Da sah Stanislaus friedlich vor einem Glase Portwein mit ihrer Schwester zusammen im Salon. Und Minna sprach bei Grete's An-blick auf und fügte auf sie zu:

„Denke dir doch, Grete, er hat ja gar nichts davon gewußt! Und der Verwalter ist bloß so bißig auf dich, weil du eine Frau bist und so gut die Wirtschaft zu führen versteht! Und er ist überhaupt verdriss gewesen und erst gestern wiederkommen, ja, und, Grete, weißt du, er ist ganz anders wie ich dachte.“

„Mein Gott!“ sagte Grete. „So hole doch einmal Athem!“

Der große blonde Herr stand da und lächelte. Er lächelte halb glück-lich und halb verzagt; jedenfalls sah er nicht schuldbeissen aus.

„Also!“ sagte Grete, die in der Verwirrung ihren Gatt nur mit einem „Leinen Leinen begrüßt“ hatte. „Also darf ich wieder erfahren —“

„Na, Grete, du bist doch sonst nicht so begriffsstump!“ fuhr Minna wieder auf. „Der Wendumeit war lange verzerrt und ist erst gestern wiederge-kommen. Und der Verwalter hat all' die Käntereien auf eigene Faust gemacht. Hebrigens hab' ich Herrn Wendumeit schon gesagt, daß du gefragt hast, alles, was er gesagt hat — oder vielmehr, was der Verwalter gesagt hat — sei richtig. Aber er wollte dich dennoch selber sprechen — Herr des Himmels, da schreit draußen meine Rache! Gewiß hat sie der Herr.“

Die Thür flog hinter der guten Schwester zu.

„Gnädigste Frau“, sagte Stanislaus, „ich höre heute rein zufällig von diesen unerantwortlichen Reibereien, und ich bin nur hier, um mich deshalb zu entschuldigen.“

„Ach!“ fuhr es Grete heraus, „nur deshalb?“ Er sah in ihr enttäushtes Gesichtchen und sah blitzschnell Muth.

Sie würden mich also diesmal nicht wieder weglücken, gnädige Frau? Sie erlauben mir — mir — daß ich —“ Sie nickte unter heiligem Errothen.

„Ja dann!“ rief er.
 Und als Minna wieder herein-tam, fand sie Grete in den Armen des feindlichen Nachbarns.

Arge Verlegenheit.

Schriftsteller (das letzte Kapitel des Romans, den er eben schreibt, durch-liegend). „Donnerwetter, da hab' ich mich aber festgefahren! Von der ganzen Tasse lebt nur noch Schwieger-mutter und Schwiegersohn... und die Weiden tann ich doch unmöglich miteinander verheirathen!“

Wie man ein gefährlicher Duellant wird.

In Pariser Journalisten- und Thea-tertreifen zirkulirt gegenwärtig folgende Anekdote. Zwischen einem schneidigen Journalisten und einem erst vor kurzem aus Rußland zurückgekehrten Schauspieler kam es jüngst in einem Nachrestaurant auf Montmartre zu einem sehr heftigen Austritt, der mit einer thätlichen Auseinandersetzung endete. Als übliche Folge war ein Duell mit unblutigem Verlauf zu erwarten. Nun hatte aber der junge Schauspieler noch in einen Degen in der Hand gehalten, was ihm leicht sehr verhängnißvoll werden konnte. Er begab sich also zu dem berühmtesten Pariser Fechtmeister, der ihm wenigstens die Anfangsgründe der Fechtkunst ein-pauten sollte. Der Fechtmeister machte sich auch sofort an die Arbeit, erkannte aber sehr bald, daß sein Schüler unmöglich sich einem Duell aussetzen könnte; schließlich half er sich in der Weise aus seiner Verlegenheit, daß er dem Schauspieler sein Porträt mit der Widmung übergab: „Herrn K., meinem besten Schüler.“ Der Schauspieler stellte dieses Photographie auf den Kamin seines Salons, in dem er die Zeugen seines Widersachers empfang und erzielt damit den nicht ganz unerwarteten Erfolg, daß die Sekun-danten sich bemüht, den Handel auf gültlichem Wege auszutragen. Also geichhab's.

Die falsche Karl's des Großen.

Die Ausgrabungen in der falschen Karl's des Großen zu Nieder-Ingelheim, die der am 7. März 1908 in Frankfurt gegründete „Deutsche Verein für Kunstwissenschaft“ im Herbst des Jahres 1909 begann und im letzten Frühjahr mit großem Erfolge fortsetzte, sind nun wieder aufgenommen worden und haben bereits zur Auf-deckung eines bisher völlig unbekannt-ten Palastbezirkes in der Nähe des so-genannten romanischen Kelterhauses geführt. Bemerkenswerth ist, daß gerade an dieser Stelle die sonst sehr spärlich vertretenen Mergelsteine sich in großer Zahl fanden. Die Arbeiten, deren Oberleitung in den Händen von Prof. Clemen-Bonn liegt, unterziehen, wie in den beiden früheren Aus-grabungskampagnen, der Leitung des Ge-lehrten Dozenten Dr. G. Rauch.

Der Gipfel der Zerstretheit.

In der Tälchen Rundschau“ erzählt ein Leser ein Stüchchen, das er als Schüler mit einem Professor W. am Gymnasium in G. erlebte. Eines Tages erscheint der Professor in der Schule mit allen Zeichen des Ent-schens. Er hat nach seiner Meinung seine Uhr vergessen, denn er hat sie in der linken Westentasche, wo er sie zu finden gewohnt ist, nicht vorgefunden, als er die Zeit mit der Schuluhr ver-gleichen wollte. Er geht ruhelos auf dem Korridor auf und ab, trifft dort den Sekundar-Schule und sagt zu diesen: „Hören Sie mal, Schulze, gehen Sie doch mal schnell nach meiner Wohnung und fragen Sie meiner Frau, ich hätte meine Uhr zu Hause liegen lassen. Sie muß auf der Kommode im Wohnzimmer liegen. Weilen Sie sich! Und!“ — indem er nunmehr in die rechte Westentasche sah und seine dort befindliche Uhr hervorziehend nach der Zeit sieht — „in zehn Minuten können Sie wieder hier sein!“

Benkonirte Doremsdiner.

Wie aus Konstantinopel berichtet wird, ist die türkische Regierung in großer Sorge über die Frage, was mit vierhundert überflüssigen Dorems-dinern geschehen soll, die früher die Zier-de des Harems von Sultan Abdul Hamid bildeten. Sie stammen meist aus Albanien und Arabien. Man woll-te sie zuerst in ihre Heimath zurück-schicken, aber die dortigen Lokalbehörden protestirten heftig dagegen. Die Familien der Mädchen wollten sie un-ter keinen Umständen wieder aufneh-men, obwohl sie ihnen feinerzeit für theures Geld abgekauft worden wa-ren, und die Behörden, die sich sonst ihrer Kästen annehmen müssen, erklärten, kein Geld für solche Zwecke übrig zu haben. Jetzt ist die Rede davon, ih-nen Staatspensionen auszusetzen, be-ten Köpfe sich nach der Zeit richten soll, die die Frauen in dem kaiserlichen Harem zugebracht haben.

Empfehlenswerth.

Herr: „Kellner, haben Sie Kalbs-braten?“
 Kellner: „Janohl, ganz frisch.“
 Herr: „Bräuche ich nicht lange zu warten? Ist er schon fertig?“
 Kellner: „Gewiß, seit vorgestern!“

Einstimmig.

„Wie war's gestern im Concert?“
 „Sehr hüßlich! Erst kamen mehrere Gegenwärtige und dann sangen zwei Damen ein Solo!“
 „Ein Solo? Wie können denn zwei Damen ein Solo singen?“
 „Ja, die eine Dame hatte keine Stimme!“

In der Waffenhandlung.

Selbstmord-Kandidat: „Erlauben Sie, möchten Sie nicht den Revolver den ich heute Vormittag bei Ihnen ge-kauft, wieder zurücknehmen?“
 „Ich hab' mir nämlich die Sache ander-berlegt.“

Su — hm!

Ach, die Ehe verwanbelt alles in Prof. Als Betty noch meine Brau- war, soch sie mich schmerzlicher als bestellte sich „Spiegelbilder“, jetzt führt sie mich spöttlich und läßt sich „Dosenaugen“ kommen.



Er: „Um mit Ihnen vereint zu leben, würde ich alles aufgeben, Titel, Gut und Geld.“
 Sie: „Dann bedanke ich mich bestens!“



Junge Wittve: „Warum haben Sie mich nur so hoch heraufgehieppt, Doktor?“
 Doktor: „Damit Sie sehen, wie die ganze Stadt Ihnen zu Füßen liegt!“



Water: „Na, Mar, ich denke, ihr habt heute Prüfung?“
 Mar: „Janohl, Papa, von 3 bis 4 Uhr nachmittags, sonst wird nicht bin-du bliamert dich bloß!“

Der erste Gedanke.
 Richter: „Was find Sie?“
 Zeuge (Student): „Momentan ist Geldverlegenheit.“

Reflexion.
 Junger Arzt (resignirt): „Die ganzen Zeitungen stehen immer voll Todes-anzeigen... aber zu mir kommt kein Mensch!“

Abfertigung.
 „Um nach seinem „Mondschein“ zu urtheilen, muß Dein Bräutigam...“
 „Kluger Menschen urtheilen nie nach dem „Schein“!“

Gerechte Entrüstung.
 „Hören Sie, Fräulein, wie können Sie mir solches Essen auf den Tisch setzen! Wenn ich so essen wollte, hätte ich mich ja verheirathen können.“

Indellos.
 Schauspielerin (zum Lebemann): „Wie bist Du denn mit Deiner jungen Frau zufrieden?“
 Lebemann: „D, tabellos, die ver-steht's Pumpen besser als ich.“

Kleines Mißverständnis.
 Müller (dessen Frau durchgebrannt): „Ich beargweibe Ihren Kammer und be-dauere Sie!“
 Huber: „Ja, wissen S' denn schon, daß sie wieder zurück kommen ist?“

Ein Gewohnheit.
 „Meier, so geh's nicht weiter! Am Sonntag sind Sie nicht zu brau-chen, weil der Sonntag vor der Thür ist, und am Montag nicht, weil's Sonntag gewesen ist!“

Beim Wort genommen.
 „Bei Fräulein Alara bin ich schon an-gesprochen!“
 „Was gab es denn?“
 „Ich erklärte ihr, daß ich sie zum Fressen gern habe!“
 „Und da hat sie Sie wohl abge-speißt?“

Unter Wagen.
 A.: „Kommst Du Sonntag zu mir essen?“
 B.: „Wann speißt Ihr denn?“
 A.: „Am zwei Uhr.“
 B.: „Dann komme ich; um zwölf und ein Uhr habe ich nämlich auch eine Einladung angenommen.“

Mitbringergrun.
 Richter: „In Ihrem hohen Alter sungen Sie noch an, Automobile zu stehlen; wie kommen Sie dazu?“
 Angeklagter: „Entschuldigen Sie, in meiner Jugend gab's die noch nicht!“

Kriegslist.
 Laura: „Wenn der Doktor nur wüßte, daß ich eine halbe Million im Vermögen habe, dann würde er schon Ernst machen mit seiner Werbung.“
 Nina: „D, das tannst du ihm ganz zu beibringen. Du fingst auf dem nächsten Ball eine Ödmacht, und wenn er besorgt fragt: „Mein gnä-diges Fräulein, was haben Sie?“, dann hauchst du verschämt: „Fünftausend-tertausend!““